

**Unikirche St. Pauli, 12.8.2018**

**11. Sonntag nach Trinitatis: Galater 2,16-21**

**Andreas Schüle**

Liebe Gemeinde,

was für ein Mensch will ich eigentlich sein? Ab und an stellt sich diese Frage – leise oder laut, meistens an Übergängen, Wegkreuzungen und in Krisenzeiten des Lebens. Es ist eine Frage, die uns in die Tiefe unserer eigenen Existenz zwingt, da, wo wir mit uns allein sind und ehrlich sein müssen.

Meistens sind es ja eher die ganz konkreten Fragen, die uns beschäftigen. Wie soll mein Ausbildungs- oder Berufsweg weitergehen? Bin ich noch glücklich in meiner Beziehung? Braucht es mal eine neue Umgebung, eine neue Herausforderung?

Aber darin schwingt auch immer das Grundsätzlichere mit: Wer will ich eigentlich sein. Und je nach dem, wie die Antwort lautet, fallen Entscheidungen, die sich wie Blutgefäße und Nervenbahnen in unser Lebensganzes hinein verästeln.

Aber wie auch immer man sich die Frage stellt und wie man sie beantwortet, am Ende geht es darum, dass es nicht bei Wünschen und Vorstellungen bleibt, sondern dass daraus etwas Wirkliches und Greifbares wird. Nichts schlimmer als einem Idealbild nachzuhängen, das zeitlebens unerreicht bleibt! Es braucht Willen, Tatkraft, Energie, manchmal auch

etwas strategisches Geschick und Glück, damit man – zumindest ein gutes Stück weit – das wird, was man sein will.

Auch Paulus macht sich in unserem Predigttext Gedanken darüber, wie man wird, was man sein möchte und wie man das erreichen kann. Das tut er in der Sprache seiner Zeit und spricht von den „Werken“ oder „Taten“, die es braucht, damit aus einem Lebensentwurf eine Lebenswirklichkeit wird.

Allerdings ist das für Paulus nicht nur eine Frage, wie wir vor uns selbst dastehen wollen. Die Werke, die wir vollbringen, müssen nicht nur vor uns selbst Bestand haben, sondern noch vor jemand anderem: Gott. Für Paulus ist Gott jemand, der das letzte Wort darüber hat, was unser Leben wert ist. Gott ist jemand, der unser Leben beobachtet und dessen Urteil darüber durchaus nicht mit unserer Selbstwahrnehmung übereinstimmt. Aber Gott ist auch jemand, der nicht das Scheitern, sondern das Gelingen von Leben will.

Das alles mündet für Paulus in die Frage, wie man nicht nur vor sich selbst, sondern auch vor Gott als gerechter Mensch dasteht. Lesen wir, was Paulus der Gemeinde in Galatien schreibt.

Doch weil wir wissen, dass der Mensch durch Werke des Gesetzes nicht gerecht wird, sondern durch den Glauben an Jesus Christus, sind auch wir zum Glauben an Christus Jesus gekommen, damit wir gerecht werden durch den Glauben an Christus und nicht durch Werke des Gesetzes; denn durch Werke des Gesetzes wird kein Mensch gerecht.

<sup>17</sup> Sollten wir aber, die wir durch Christus gerecht zu werden suchen, auch selbst als Sünder befunden werden – ist dann Christus ein Diener der Sünde? Das sei ferne!

<sup>18</sup> Denn wenn ich das, was ich abgebrochen habe, wieder aufbaue, dann mache ich mich selbst zu einem Übertreter.

<sup>19</sup> Denn ich bin durchs Gesetz dem Gesetz gestorben, damit ich Gott lebe. Ich bin mit Christus gekreuzigt.

<sup>20</sup> Ich lebe, doch nun nicht ich, sondern Christus lebt in mir. Denn was ich jetzt lebe im Fleisch, das lebe ich im Glauben an den Sohn Gottes, der mich geliebt und sich selbst für mich dahingegeben hat.

<sup>21</sup> Ich werfe nicht weg die Gnade Gottes; denn wenn die Gerechtigkeit durch das Gesetz kommt, so ist Christus vergeblich gestorben.

Keine leichte Kost, die uns Paulus da vorsetzt. Da ist von Gerechtigkeit, Gesetz und Glaube die Rede und von Christi Tod als Ende unseres Diensts unter der Macht der Sünde. Man kann diesen Sätzen abspüren, wie Paulus hier mit allen Mitteln der Sprache und der Argumentation versucht, seine Adressaten zu überzeugen. Die Gemeinden in Galatien, einer Gegend in der heutigen Zentraltürkei, waren von Paulus selbst an den christlichen Glauben herangeführt worden, hatten sich dann aber nach seiner Abreise auch von anderen Missionaren beeinflussen lassen. Und Paulus versucht nun, sie an das zu erinnern, was er sie doch eigentlich schon einmal gelehrt und was sie auch verstanden und akzeptiert hatten.

So kompliziert das alles für uns heute klingen mag, es sind drei Begriffe, die im Zentrum dessen stehen, was Paulus den Galatern sagen will: Werke des Gesetzes, Glaube und Gerechtigkeit. Und eigentlich ist es gar nicht so kompliziert, das was Paulus damals sagen wollte, in unsere Zeit und Welt zu übersetzen. Versuchen wir es einmal!

Wenn Paulus davon redet, dass wir ein Leben unter dem Gesetz führen und versuchen dadurch gerecht zu werden, dann ist das die natürlichste Sache der Welt. Ja, wir befolgen Gesetze oder Regeln – zuhause in der Familie, am Arbeitsplatz, unter Freunden ... , und das tun wir um uns selbst und unseren Mitmenschen gerecht zu werden. Denn das ist doch irgendwie das Ziel und der Inhalt eines gelingenden Lebens: sich selbst und anderen gerecht werden. Dazu braucht es nicht nur fromme Wünsche, sondern eben, wie Paulus sagen würde, Werke.

Paulus fragt sich allerdings, ob das auch noch so ist, wenn es darum geht, *Gott* gerecht zu werden. Viele Menschen seiner Zeit bejahten das: Was muss ich tun, welche Regeln erfüllen, welche Werke erbringen, um *Gott* gerecht zu werden? Das heißt nicht, dass einem das immer gelingen würde, genauso wenig wie in zwischenmenschlichen Beziehungen. Aber der Sache nach sieht die Beziehung zu *Gott* nicht anders als die Beziehung zu Menschen. Genau an der Stelle hat Paulus nun allerdings eine andere Meinung: Egal, was wir tun, wie wir uns selbst entwerfen oder nötigenfalls auch verbiegen – *Gott* gerecht werden, das geht eigentlich nicht. Wie sollte es auch gehen? Menschen spielen nun einmal nicht in *Gottes* Liga. Und für Paulus ist es fast absurd zu glauben, dass man das könnte oder überhaupt versuchen sollte.

Wer *Gott* durch Werke beeindrucken will, wird unweigerlich immer nur mit dem eigenen Unvermögen konfrontiert. Es würde nie reichen, wäre nie genug. Daran sind gerade sehr fromme Menschen verzweifelt. Das berühmteste Beispiel des Protestantismus ist sicher der Mönch Martin Luther, den bis in Depressionen hinein die Frage umtrieb, wie er einen gnädigen *Gott* bekommen könne und was er dafür tun müsse.

Aber Paulus will sagen, dass in dieser Denkweise ein Fehler liegt. Denn *Gott* gerecht zu werden geht anders. *Gott* wird man gerecht, wenn man zulässt, dass er einen gerecht macht. Nicht wir vollbringen Werke, sondern wir sind *Gottes* Werk.

Das ist ein zunächst einmal ein ungeheuer erhebender Gedanke, denn damit sagt Paulus, dass wir *Gott* nicht egal sind. *Gott* arbeitet noch an uns. Wir sitzen sozusagen noch auf seiner Töpferscheibe und haben noch nicht die Form und Gestalt, die wir haben sollen – egal wie jung oder alt wir sind. Für

Gott sind wir noch nicht fertig und vollendet. Wenn wir also Gott gerecht werden wollen, dann so, dass wir uns von ihm vollenden lassen. Auf einen ganz einfachen Nenner gebracht ist es das, was Paulus meint, wenn er von Glaube spricht. Dabei sind dann nicht wir die Macher, die Manager, die Strippenzieher, die Wichtigen und Unverzichtbaren. Glauben, Gott gerecht werden bedeutet das Kontrollverlust. Wir vollbringen ja gerne Werke und sind irritiert, wenn das einmal gar nicht gefragt ist.

Wir sind gewohnt, dass Taten, Werke, Anstrengungen die Voraussetzungen sind, um etwas zu erreichen. Von nichts kommt bekanntlich nichts ... . Und Fleiß will doch wohl auch belohnt werden. Wir sind ja hier in einer Universitätskirche. Und was ist eine Universität, wenn nicht ein Ort, an dem es darum geht, dass Fleiß und Leistungsbereitschaft zu einem Ziel führen.

Aber so funktioniert die Begegnung mit Gott nicht. Da sind Taten und Werke die Folge dessen, was Gott aus uns macht. Es geht unserer darum, dass wir als die guten Werke Gottes leben – nicht weil wir das müssen oder weil es ein Gesetz gibt, das sagt, dass wir das sollen; sondern einfach, weil wir so sind.

Das packt Paulus in einen Satz, den ich für meinen Teil zwar schon oft gelesen, aber noch nie ganz begriffen habe: „Ich lebe, doch nun nicht ich, sondern Christus lebt in mir.“ Ich kann mir diesen bemerkenswerten Satz so erklären, dass die Wirksamkeit des Gerechtwerdens von innen nach außen geht und so den ganzen Menschen erfüllt und durchdringt. Also nicht nur ein Fassadenanstrich, nicht nur ein neues Kleidungsstück, das man auch wieder ablegen oder auswechseln kann.

So weit Paulus. Aber was heißt das nun, wenn man diesen Gedanken an das eigene Leben heranlässt? Der Glaube daran, dass ich Werk Gottes bin, ändert ja nichts daran, dass ich trotzdem und immer noch ein Mensch bin, der selber immer noch Werke vollbringen muss. Und ja, ich will ja etwas aus mir machen, will etwas auf die Beine stellen, mich beweisen und vielleicht auch auszeichnen. Von nichts kommt nichts, auch nicht für gläubige Christinnen und Christen. Und vielleicht halte ich mich auch gar nicht für so akut verbesserungsbedürftig wie Paulus das schreibt. Vielleicht bin ich nicht perfekt, aber schon gut genug. Und warum sollte mich Gott eigentlich nicht genau so annehmen, wie ich nun einmal bin?

Liebe Gemeinde, meine Sorge ist, dass diese Wahrnehmung gerade heute innerhalb der Kirchen breiten Raum einnimmt. Dann wird aus der paulinischen Rechtfertigungsbotschaft recht schnell ein Inventarstück unserer Wohlfühlzone: Wir sind doch eigentlich schon ganz gut und richtig, und der liebe Gott findet das auch. Gerechtigkeit vor Gott als Selbstveredelung. Der Theologe Karl Barth hat so etwas einmal treffend als „fromme Unverschämtheit“ bezeichnet. Und Paulus formuliert es sogar noch etwas drastischer. Wenn wir gar nichts anderes werden wollen, als das, was wir schon sind, wenn Gott uns nur so annehmen darf, wie wir uns selbst schon annehmen, dann ist Christus umsonst gestorben.

Aber da sind auch Menschen, die für sich das genaue Gegenteil erleben. Es gibt das eigene Leben, es gibt die eigenen Werke, aber Gott will sich darin nicht zeigen, will gar nichts aus mir machen. Da ist vielleicht Glaube, aber nicht die Erfahrung der Gerechtigkeit Gottes. Ein bewegendes Beispiel ist eine Frau, die als Ikone guter Werke und christlicher Aufopferung gilt: Mutter Teresa. Man sollte meinen, dass Sie die Rechtfertigungsbotschaft des Paulus wie kaum eine zweite verkörpert hat. Ein Leben aus Glauben, aus

der Hingabe an einen Gott, der uns so macht, wie wir nicht selbst sein können. Aber so hat es Mutter Teresa nicht wahrgenommen. Ganz im Gegenteil: Sie hat sich zeitlebens als Mensch verstanden, der von Gott eigentlich nicht gewollt und nicht geachtet wurde. Ihrem Beichtvater gegenüber schreibt sie: "Seit den Jahren 1949 oder 50 dieses furchtbare Gefühl der Verlorenheit, diese unbeschreibliche Dunkelheit, diese Einsamkeit. Der Platz Gottes in meiner Seele ist leer. In mir ist kein Gott. Er will mich nicht." Das klingt fast wie eine Entgegnung an das, was Paulus sagt: „Ich lebe, doch nun nicht ich, sondern Christus lebt in mir.“ Und in etwas späteren Aufzeichnungen ist bei Mutter Teresa zu lesen: "In meiner Seele herrscht ein so großer Widerspruch. Ein so tiefes Verlangen nach Gott, so tief, dass es wehtut, ein fortwährendes Leiden - und trotzdem nicht gewollt von Gott, abgewiesen, leer, kein Glaube, keine Liebe, kein Eifer." Sie hat sich auch als Engel in der Dunkelheit bezeichnet, der nie selbst das Licht sehen darf.

Es ist kaum vorstellbar, dass ein Mensch mit einem so tiefen Gottverlagen so viele gute Werke tun konnte und dabei lebenslang der Meinung war, Gottes verstoßenes Kind zu sein. Mutter Teresa hat ihren Paulus gelesen und wusste ganz genau, was er meinte. Aber für sich selbst konnte sie in dieser Botschaft keinen Platz finden.

Da ist also einerseits der Wohlgefühlprotestantismus unserer Tage, der Gottes Gerechtigkeit mitunter ziemlich schamlos umdreht und zur Selbstrechtfertigung macht. Und da ist auf der anderen Seite das genaue Gegenteil: Die Erfahrung, dass Gottes Gerechtigkeit am Ende doch unerreichbar bleibt, trotz allem Glauben, aller Hoffnung, aller Liebe.

Das mag vor allem eines deutlich machen: Es ist kein Leichtes, der Mensch zu sein, der Werke tut und sich zugleich als Werk Gottes annehmen kann; der Mensch, der sein Leben in die eigene Hand nimmt und sich dabei doch auch ganz in Gottes Hände fallen lässt. Vielleicht braucht es ein ganzes Menschenleben, um dies einzuüben. Benedikt von Nursia, der Gründer des nach ihm benannten Ordens, hat das auf die verblüffend schlichte Formel gebracht: „Ora et labora“ – „Bete und arbeite“. Darin steckt eine große Wahrheit, weil darin zum Ausdruck kommt, was ein Mensch tun und worin er oder sie tatsächlich auch gerecht sein kann, und was Gottes Part ist.

Die Gerechtigkeitslehre, die von Paulus ausgehend eine so große Bedeutung in den christlichen Kirchen gefunden hat, will uns zu bescheidenen, aber auch zu selbstbewussten und mündigen Menschen machen. Bescheiden, weil es Grenzen dessen gibt, was man mit seiner eigenen Gerechtigkeit erreichen kann. Selbstbewusst und mündig, weil wir uns nicht ständig beweisen müssen, nicht immer noch gerechter, besser, schöner oder was auch immer sein müssen. Im Englischen gibt es den Ausdruck: I've got your back! Wörtlich: „Ich habe deinen Rücken“ – so ähnlich wie das Deutsche „jemandem den Rücken freihalten“. Es geht darum, dass jemand hinter mir steht, damit der Weg nach vorne frei wird. Und vielleicht darf man es sich so vorstellen, dass Gott zu uns sagt: I've got your back. Und jetzt leg' los!

Und der Friede Gottes, welcher höher ist als all unsere Vernunft, bewahre unsre Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen.